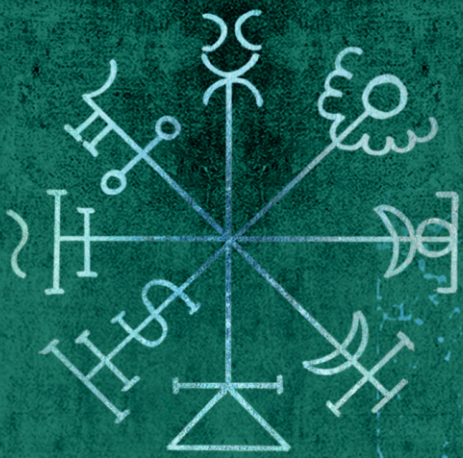
Dirk-Boris Rödel

Das siebente und letzte

Pentakel des Jupiter



und 11 weitere magische Kurzgeschichten

4

Das siebente und letzte Pentakel des Jupiter

Dirk-Boris Rödel

EDITION
OUTBIRD

Impressum

1. Auflage: November 2021
© Edition Outbird, Gera
www.edition-outbird.de

Covergrafik: Holger Much
Lektorat: Vanessa-Marie Starker, Tristan Rosenkranz
Buchsatz: Benjamin Schmidt
Herausgeber: Tristan Rosenkranz & Peter Peukert

ISBN: 978-3-948887-28-5
Preis: 14,90€

Alle Rechte vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis

1. Elens Traum [5]

2. Verdun [26]

3. Ahnengespräche [36]

4. Die Beichte des Fotografen [51]

5. Das Schloss auf den Klippen [66]

6. Auri Sacra Fames [78]

7. ...und Meilen geh'n, bevor ich schlafen kann [108]

8. Das siebente und letzte Pentakel des Jupiter [122]

9. Das Gesicht im Fels [166]

10. Die Dämonenurne [176]

11. Ne Obliviscaris [211]

12. Eine Tat ohne Namen, ein Kreis ohne Form [222]

Für Anahid
und die kleine Hexe Sophie

Elens Traum

Dem Eichhörnchen war die junge Frau gleich aufgefallen. Es war ohnehin selten, dass sich Zweibeiner in diesen Wald verirrten, aber so seltsam hatte sich noch keiner benommen.

Schnurstracks lief das Mädchen durch den Wald, so schnell, dass sie gerade noch ging und noch nicht rannte. Sie schaute weder nach links noch rechts, während sie wie von einem Seil gezogen den Forst durchschritt, pfeilgerade über Stock und Stein, durch Gebüsche, über Wurzeln und Bäche.

Das Eichhörnchen hüpfte eilig von Ast zu Ast, von einem Baum zum nächsten, und hatte beinahe schon Mühe, der jungen Frau zu folgen, die mit raumgreifenden Schritten durch den Wald eilte.

Sie schien überhaupt nicht zu ermüden, wurde weder schneller noch langsamer und behielt ihre Richtung konstant bei.

»He!«, rief schließlich das Eichhörnchen. Die junge Frau reagierte nicht.

»He, du!«, rief das Eichhörnchen noch mal. Für einen Sekundenbruchteil wandte das Mädchen den Kopf, schaute dann aber sogleich wieder nach vorn, während sie unbeirrt immer weiter lief.

»Warte doch mal!«, rief das Eichhörnchen ein drittes Mal und warf eine Eichel nach dem Mädchen.

Abrupt blieb sie stehen und funkelte das kleine rote Tier im Baum über ihr zornig an.

»Was?«, fauchte sie ungehalten über die Störung in Richtung ihres hartnäckigen Verfolgers.

»Wo läufst du denn hin?«, wollte das Eichhörnchen wissen.

»Was interessiert dich das?«, fragte das Mädchen irritiert. Sie zupfte aus ihrem kleinen Geweih einen Zweig, der sich während ihres hastigen Laufes darin verfangen hatten.

»Ich bin eben neugierig«, antwortete das Hörnchen. »Und ich hab noch nie jemanden wie dich hier im Wald gesehen.«

Das Mädchen überlegte kurz. Ihm fiel kein Grund ein, warum es dem Eichhörnchen nicht verraten sollte, wohin es unterwegs war.

»Ich bin auf der Reise zu einem Königreich«, sagte sie, während sie sich wieder in Bewegung setzte. »Genauer gesagt: zu meinem Königreich.«

»Zu deinem Königreich?«, fragte das Hörnchen. »Wo liegt das denn?«

Die junge Frau stoppte erneut.

»Das … das weiß ich nicht!«, sprach sie, während sie sich über ihre eigenen Worte wunderte.

»Du bist unterwegs zu deinem Königreich und weißt gar nicht, wo es liegt?«, fragte das Hörnchen, das nun auf einem Ast genau über dem Mädchen saß.

»Nein«, antwortete das Mädchen und blickte zu dem Hörnchen empor. »Ich hatte nicht erwartet, dass man das wissen muss.«

»Aber wie willst du denn dann dort hingelangen? Wie heißt denn dein Königreich?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete das Mädchen irritiert. Sie schaute auf den Waldboden vor ihren Füßen. Sie überlegte.

»Eigentlich ist es ja auch gar kein Königreich. Es ist ja ein Königinnenreich, weil ich die Königin bin«, sprach sie, mehr zu sich selbst als zu ihrem kleinen pelzigen Gesprächspartner. »Und … eigentlich ist es aber auch kein Königinnenreich. Weil ich ja gar nicht dort bin. Also hat das Reich keine Königin.«

Sie setzte sich auf einen umgestürzten Baumstamm. »Und eigentlich bin ich ja auch gar keine Königin, solange ich nicht über mein Reich herrsche.«

»Hm«, machte das Eichhörnchen. »Und wie heißt du?«

Das Mädchen überlegte.

»Ich glaube, ich heiße so wie mein Reich«, antwortete sie dann. »Aber wenn ich nicht in meinem Reich bin, dann bin ich nicht dessen Königin und es ist kein Königinnenreich und hat auch keinen Namen«, sinnierte sie. »Und dann habe ich ja auch keinen Namen.«

Das Eichhörnchen überlegte, ob die junge Frau womöglich verrückt war. Eigentlich hielt das Hörnchen grundsätzlich alle Zweibeiner für verrückt, aber dieses Mädchen war ganz besonders seltsam. Das Hörnchen hatte auch noch nie einen Zweibeiner mit einem kleinen Geweih auf dem Kopf gesehen, und alle anderen Zweibeiner, die es bislang beobachten konnte, hatten Kleider getragen, während dieses Mädchen aber völlig nackt war – auch wenn seine langen, rotbraunen Haare es wie einen feinen Mantel bedeckten.

»Vielleicht kann ich dir ja helfen«, bot das Eichhörnchen an. »Ich bin nämlich schon sehr, sehr alt und weiß alles!«

»Oh, das ist sehr gut!«, sagte das Mädchen. »Ich glaube nämlich, dass ich eigentlich gar nichts weiß. Also nicht besonders viel jedenfalls. Wie alt bist du denn?«

»Ich bin schon uralt!«, sagte das Hörnchen und reckte stolz seine kleine Eichhörnchenbrust. »Ich bin drei Jahre alt!«

»Oh!«, antwortete das Mädchen und überlegte kurz. »Und das ist sehr alt?«, fragte es dann.

»Aber ja!«, erklärte das Eichhörnchen, während es auf dem Ast auf und ab schritt. »Ich bin nämlich so alt wie dieser Wald und alles was es darin gibt!«

»Und wenn es den Wald schon vor dir gegeben hat?«, wollte das Mädchen wissen.

»Hahahahaha!«, lachte das Eichhörnchen, und sein Lachen klang wie ein Specht, der an einen Baum klopft. »So etwas Dummes! Wie soll das denn gehen? Wenn der Wald schon vor mir da gewesen wäre, dann hätte ich ihn ja gar nicht sehen können, weil es mich selbst ja noch nicht gab – und solange ich den Wald nicht sehen konnte, gab es ihn natürlich auch nicht! Es kann doch alles erst ab dem Zeitpunkt existieren, ab dem ich es sehen, hören, tasten und riechen kann! Verstehst du das denn nicht?«

Das Mädchen überlegte. »Doch, das klingt logisch!«, musste es zugeben.

»Ich glaube, dass du leider ein bisschen dumm bist«, sprach das Eichhörnchen freundlich. »Aber das ist nicht so schlimm, denn nun hast du ja mich getroffen und ich kann dir bestimmt helfen.«

Das Mädchen nickte dankbar mit seinem kleinen Geweih.

Unter dem Waldboden, unbemerkt von dem Mädchen und dem Eichhörnchen, vibrierte es, aber nur so fein und leise, dass lediglich die kleinsten und schwerelosesten Elfen es hätten spüren können. Im Pilzgeflecht, das den gesamten Waldboden wie ein unvorstellbar riesiges Netz durchzog, funkten sich die Pilze aufgeregt ihre Nachrichten zu. Bäume, Sträucher, Farne und Blumen fingen mit ihren feinsten Wurzelhärchen die Nachrichten aus dem Pilzgeflecht ab und leiteten sie über ihre Wurzeln, Stiele, Stämme, Äste und Zweige bis in die feinsten Blattspitzen.

»Sie ist es!«, funkten die Pilze im Flüsterton. »Sie ist endlich da!«

»Wie alt bist du denn?«, fragte das Hörnchen.

Das Mädchen überlegte. »Ich bin heute Morgen aufgewacht«, sagte es. »Also bin ich vielleicht so alt wie heute?«

»Also wenn du aufgewacht bist, dann hast du ja davor geschlafen und da muss es dich schon gegeben haben«, erklärte das Eichhörnchen mit wichtiger Miene. »Also bist du wohl ein wenig älter. Vielleicht bist du sogar schon ein paar Tage alt?«

»Das kann gut sein«, sagte das Mädchen. »Ich glaub nämlich, ich hab ziemlich lange geschlafen. Ich habe sehr lange geträumt, glaube ich.«

»Sie sagt, sie hätte geträumt!«, funkten die Pilze durch ihr Netzgeflecht. »Das ist gut!«, funkte es unter dem Waldboden zurück.

Die junge Frau schaute an sich herunter. »Ich glaube auch, ich hab mal ganz anders ausgesehen, in meinem Traum.« Verwundert strich sie sich über ihre Beine. »Meine Haut ist so glatt und zart und weiß...« Dann griff sie an ihr Geweih und in ihre Haare. »Mein Geweih ... ich glaube, das war doch mal viel größer? Und meine Haare sind so weich und fest, gar nicht mehr wie altes, graues Stroh. Sie sind so rot!«

»Du sagst wirklich sehr dumme Sachen!«, wunderte sich das Eichhörnchen. »Dein Geweih kann doch nicht kleiner werden, im Gegenteil, ein Geweih wächst doch, und Haare werden stumpf, strohig und grau, wenn man älter wird, nicht andersherum. Wenn du erst ein paar Tage alt bist, dann ist es ganz normal, dass du zarte, weiße Haut hast und volles, weiches Haar.« Es hielt kurz inne. »Warum du aber ein Geweih trägst, verstehe ich ehrlich gesagt auch nicht.«

»Aber schau doch mal, wie schön rot meine Haare sind!«, sprach sie. »So wie dein Fell. Vielleicht sind wir ja dasselbe?«

»Dasselbe?«, fragte das Hörnchen entgeistert. »Wie können denn zwei Wesen dasselbe sein? Das ist wirklich sehr dumm! Denkst du denn gar nicht darüber nach, was du sagst?«

»Nein … ich glaube nicht. Ich glaube, ich habe es eher gefühlt.«

»Sie sagt, sie hätte etwas gefühlt!«, flüsterte es durch das Pilz-Netzwerk.

»Das ist noch besser!«, kam die Antwort.

»Vielleicht habe ich es auch geträumt«, sagte das Mädchen. »Es war ein sehr großer Traum.«

»Ein großer Traum? Du meinst: ein langer Traum?«

»Nein, ein großer Traum. Er war so groß … so groß wie der Wald. Ja, der Traum war so groß wie der ganze Wald, oder noch viel größer! Und gleichzeitig war der Traum wie ein Spinnennetz. Oder wie eine riesige Flechte oder wie Efeuranken, die alles verbinden. Und in dem Traum war ein Hirsch zugleich auch ein Farn und ein Pilz war ein Vogel. Aber ohne, dass der Hirsch oder das Farn oder der Pilz ein Hirsch oder ein Farn oder ein Pilz gewesen wäre. Es war einfach alles gleichzeitig alles. Und ich glaub, in dem Traum hätte ich auch ein Eichhörnchen sein können.«

»Das hört sich alles sehr unsinnig an«, konstatierte das Eichhörnchen. »Möglicherweise war das ja ein Fieberwahn, vielleicht hast du giftige Beeren oder Pilze gegessen und hattest Wahnvorstellungen«, überlegte es.

»Ich weiß nicht. Es fühlte sich eigentlich sehr schön an«, sagte das Mädchen mit einem glücklichen Lächeln. Doch dann stutzte es. »Jedenfalls in diesem Teil des Traums. Aber ich glaube am Anfang des Traums, da war alles anders. Ich glaube, da war ich sehr wütend. Sehr, sehr wütend!«

»Sie sagt, sie war wütend!«, funkten die Pilze aufgeregt ins Netz.

»Das ist nicht gut«, kam die Antwort aus einer Ecke des Waldes zurück. »Das ist gar nicht gut!«, aus einer anderen, und eine dritte Stelle funkte: »Was, wenn sie sich erinnert und sich dafür rächt, was wir getan haben?«

Ohne dass es dem Mädchen oder dem Eichhörnchen weiter aufgefallen war, waren zwei Rotkehlchen ganz unauffällig über sie hinweg geflogen, ein alter Dachs war mit etwas Abstand an ihnen vorbei getrottet, eine Kreuzotter hatte sich unter ihnen hindurch geschlängelt und eine Kröte war wie zufällig vor das Mädchen gehüpft, um sich dann wieder auf und davon zu machen.

»Sie ist es!«, zwitscherte das eine Rotkehlchen, als sie außer Hörweite waren.

»Ich weiß nicht!«, das andere.

»Sie ist es!«, flötete wiederum das erste.

»Ich weiß nicht!«, das zweite.

»Ihr müsst ja alle völlig blind sein, wenn ihr glaubt, dass sie das ist«, brummte der Dachs vor sich hin, als er sich ein gutes Stück von dem Mädchen entfernt hatte. »Das kann sie niemals sein, ich muss es doch wissen!«

»Sssie issst esss!«, zischte die Kreuzotter, nachdem sie das Mädchen betrachtet hatte. »Dasss issst ganzzz sssicher!«

»Weiß nicht. Weiß nicht«, quakte die Kröte lustlos, kaum dass sie dem Mädchen den Rücken zugewandt hatte. »Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Weiß nicht. Weiß nicht.«

»Wenn du schon nicht weißt, wo du hin willst – wo bist du denn eigentlich her gekommen?«, fragte das Eichhörnchen das Mädchen.

»Von da!«, war die Antwort, während es in die Richtung wies, aus der es gelaufen kam.

»Ja, das ist schon klar, das hab ich ja gesehen, dass du aus der Richtung gekommen bist. Aber ich meine, wo bist du denn losgelaufen? Wo bist du heute Morgen wach geworden?«

»Mehr kann ich nicht sagen. Es war völlig dunkel, als ich wach wurde, und ich bin einfach ins Helle gelaufen. Das war da, immer weiter in der Richtung.«

Das Eichhörnchen schüttelte den Kopf. »Nein, das kann aber nicht sein. In der Richtung gibt es nichts. Du musst irgendwo abgebogen sein. Von da kannst du nicht gekommen sein.«

»Aber doch. Ich bin immer geradeaus gelaufen, nicht abgebogen.«

»Das ist aber nicht möglich. Wenn man in die Richtung immer weiter laufen würde ... da kommt nur...« Das Eichhörnchen schluckte. »In der Richtung, da ist nur der kahle Berg!«

»Ein Berg, ja, ein großer Berg, ohne Bäume, ohne Gras oder Büsche!«, bestätigte das Mädchen.

»Du bist wirklich komplett verrückt!«, sagte das Eichhörnchen entsetzt. »Kein Wesen, dass auch nur halbwegs bei Verstand ist, würde sich freiwillig in die Nähe des kahlen Berges begeben!«

Die junge Frau sah das Hörnchen verständnislos an.

»Der Berg ist verflucht! Da ist etwas Böses im Berg! Manche sagen, es sei ein Teufel, oder ein Dämon, eine finstere Kreatur – sie muss uralt sein, sogar älter als ich! Deshalb wächst dort nichts, kein Baum kann dort Wurzeln schlagen, keine Blume blüht dort, kein Grashalm wächst da. Vögel fliegen noch nicht mal über den Berg, sie machen einen großen Bogen um ihn. Es ist unmöglich, dass du von dort kommst!«

Tief im dichten Geäst einer tausendjährigen Eibe, viele Meilen von dem Eichhörnchen und der jungen Frau entfernt, saß die alte Eule. Sie hatte ihre Augen geschlossen. Ihre Krallen nahmen jedes noch so zarte Vibrieren wahr, dass die Wurzeln des uralten Baumes tief im Waldboden aufnahmen und über den mächtigen Stamm bis in die feinsten Äste und Zweige weiterleitete. Dann öffnete sie ihre Augen und schlug zwei-, dreimal mit ihren mächtigen Flügeln.

»Es wird jetzt Zeit, Wolf«, sagte sie leise. »Es wird nicht mehr lange dauern, bis sie sich an alles erinnert. Dann sollten wir bei ihr sein.«

Viele Meilen weit entfernt, auf der anderen Seite des Waldes, richtete sich ein alter Wolf mühsam auf. Sein Fell war schmutzig grau, zerzaust und hatte viele kahle Stellen. Seine Ohren waren zerfetzt, sein Schwanz war zerrupft. Langsam setzte er sich in Bewegung und obwohl er völlig blind war, schritt er zielsicher voran.

»Ja, das sollten wir. Wir treffen uns dort, Eule«, murmelte er.

Alle Igel, Füchse und Marder, alle Käfer und Ameisen, alle Wildschweine, Dachse und Rehe, alle Kobolde und Geister traten zur Seite als der blinde Wolf langsam und gebrechlich, aber voller Würde durch den Wald schritt.

Dem Eichhörnchen wurde mulmig. Anscheinend war das Mädchen tatsächlich aus der Richtung gekommen, in der der kahle Berg lag – aber was hatte das zu bedeuten? Wie konnte das sein? Wie konnte irgendetwas von dort kommen? Sein kleines Hörnchenhirn arbeitete auf Hochtouren, doch es war nicht in der Lage, zu begreifen, wie etwas so Junges, Lebendiges vom leblosesten und verlassensten Ort im ganzen Wald

kommen konnte. Warum war das Mädchen nicht gestorben, wenn es sich in der Nähe des verfluchten Berges aufgehalten hatte, so wie alles starb, was diesem schlimmen Fleck Erde zu nahe kam?

Auch das Mädchen dachte nach. Es versuchte die vielen Bilder in seinem Kopf zu ordnen, die sich nun langsam wie aus einem tiefen Nebel in seiner Erinnerung an die Oberfläche schoben.

Da war diese alte Frau, eine riesenhaft große, mächtige Frau; sie dominierte alle Bilder, die im Geiste des Mädchens aufstiegen. In ihren klauenartigen Händen hielt die riesige, nackte Frau einen gigantischen Zauberstab aus Tiergebeinen. Lange, weiße Haare fielen in zerzausten Strähnen über ihre knochigen Schultern. Sie war unsagbar alt, dürr, ihre Haut war bleich, grau und faltig, aber sie war unendlich stark und voller Energie. Sie bewegte sich langsam, aber mit der Macht eines Sturms, eines Erdbebens und einer Feuersbrunst. Ihr Gesicht war eingefallen, aschfahl und kantig wie ein Totenschädel, doch ihre Augen glühten wie Lava.

Aus ihren Schläfen wuchs ein riesiges, mächtiges Geweih.

Dann waren da plötzlich Menschen; viele Menschen waren im Wald. Manche hatten Jagdwaffen, andere hatten Äxte und Sägen.

Das Mädchen sah viele tote Tiere vor seinem inneren Auge, und hohe Festungsmauern, wo vorher Wald gewesen war.

Es sah eine pechschwarze Eule und einen schneeweißen Wolf, die die Menschen angriffen, doch sie hatten keine Chance.

Und plötzlich war es dem Mädchen, als spüre es die Zähne des Wolfes und die Krallen der Eule. Schwarzes und rotes Blut tropfte auf den Waldboden.

Dann wurde auf einen Schlag alles dunkel und eiskalt.

Für Monate. Für Jahre. Für ganze Zeitalter.

»Wer ist die große Frau mit dem Zauberstab aus Knochen und dem mächtigen Geweih?«, fuhr das Mädchen das Eichhörnchen an, als es aus seinen Gedanken aufschreckte. »Du weißt doch alles über diesen Wald, du musst sie doch kennen? Sie hat einmal hier gelebt, das habe ich geträumt!«

Das Hörnchen schüttelte ängstlich seinen kleinen Kopf. Das Mädchen wurde ihm immer unheimlicher und es war sich nun nicht mehr sicher, ob die junge Frau vielleicht nicht nur einfach harmlos verrückt, sondern gefährlich geistesgestört sein könnte.

»Keine Ahnung, ich weiß nicht, wovon du redest. So eine Frau hat es hier in diesem Wald nie gegeben, das war bestimmt nur ein Alptraum!«

»Das war kein Alptraum«, antwortete das Mädchen leise. »Das war auch kein Traum ... das war...«

Aus dem Dickicht trat leise der Wolf neben das Mädchen. Die Eule ließ sich auf dem Ast neben dem Eichhörnchen nieder. Sie blickten das Mädchen an. Das Mädchen schaute auf den alten, blinden Wolf, dann auf die Eule.

»Das war kein Traum«, wiederholte es. »Das war ich. Und die schwarze Eule und der weiße Wolf, das wart ihr.«

Dem Eichhörnchen war sehr unwohl auf dem Ast, direkt neben den großen, scharfen Krallen der Eule. Doch es kam nicht an dem riesigen Vogel vorbei, der ihm den Weg zum Stamm des Baumes abgeschnitten hatte. Es wagte kaum, sich zu rühren. Doch die Eule beachtete es gar nicht, ihr Blick war auf das junge, nackte, rothaarige Mädchen mit dem kleinen Geweih gerichtet.

»Ja«, sprach die Eule schließlich. »Ja, das warst du.«

»Und ihr…« Das Mädchen blickte zwischen dem Wolf und der Eule hin und her. »Ihr habt mich eingesperrt! In die Dunkelheit!«

Der Wolf senkte seinen Kopf. Die Eule trat von einer Klaue auf die andere. Das Hörnchen wagte kaum zu atmen und versuchte zu verstehen, was gerade geschah. Niemand sprach ein Wort. Der Wald schien still zu stehen. Kein Lüftchen regte sich, kein Vogel zwitscherte, keine Biene summte.

»Sie weiß es! Sie erinnert sich«, funkte es leise im Pilzgeflecht.

»Nein – sie weiß noch nicht alles…«, kam von anderswo die Antwort.

Die Stille zwischen dem Mädchen, dem Wolf und der Eule schien eine Ewigkeit anzuhalten. Das Mädchen versuchte in ihre Augen zu blicken, doch die Eule drehte ihren Kopf zur Seite und der Wolf wandte seine blinden Augen ab.

»Nein, ihr habt mich nicht eingesperrt«, sprach nun das Mädchen so leise, das man es kaum hören konnte. »Ihr habt mich … begraben – im kahlen Berg!«

Langsam und kaum sichtbar nickte die Eule. »Ja. Das haben wir getan. Wir haben dich begraben, vor langer, langer Zeit.«

Dem Eichhörnchen stellten sich vor Grausen alle Haare auf.

»Seid ihr deswegen wieder hier?«, fragte das Mädchen und blickte zwischen dem Wolf und der Eule hin und her. »Wollt ihr das wieder tun? Mich begraben?«

»Nein«, brummte der Wolf. »Das wird nicht nötig sein. Nicht dieses Mal.«

»Wir haben auf dich gewartet. Der ganze Wald hat auf dich

gewartet«, sprach die Eule. Dann blickte sie zum ersten Mal auf das Eichhörnchen. »Vielleicht mit Ausnahme dieser dummen Kreatur.«

Das Hörnchen wagte es nicht, die Eule anzublicken und zitterte am ganzen Leib.

»Es hat Zeichen gegeben, die dich ankündigten«, fuhr die Eule fort. »Es hieß, dass neulich Schmetterlinge über den kahlen Berg geflogen seien, ohne tot vom Himmel zu fallen. Ein Marder hatte vor ein paar Tagen eine Stelle am Fels bemerkt, an der zum ersten Mal seit langer Zeit wieder Moos wächst, und ein Falke hatte berichtet, er hätte einige Grashalme am Fuße des Berges gesehen. Gestern bin ich selbst zum kahlen Berg geflogen und ganz oben, auf der Spitze des Berges, blühte eine Narzisse. Da wusste ich, dass das Warten ein Ende hat.«

»Ich verstehe kein Wort!«, antwortete das Mädchen. »Was ist da passiert, als ihr mich damals in diesen Berg gesteckt habt? Warum habt ihr das getan? Und wieso habt ihr jetzt auf mich gewartet?«

Der Wolf und die Eule warteten, bis das Mädchen seine letzte Frage gestellt hatte.

»Wer bin ich?«

Die Eule rückte auf dem Ast hin und her und schlug, während sie sich aufrichtete, kurz mit den Flügeln, womit sie beinahe das Eichhörnchen vom Ast gefegt hätte.

»Du bist«, begann die Eule, »die Tochter der Erdmutter Gaia – wir alle sind ihre Kinder, doch du warst das erste. Du warst die Königin des Waldes, der Bäche und Flüsse, der Berge und der Seen. Das war vor langer Zeit, als alles eins war und jedes Lebewesen, jeder Fels und jedes Moor miteinander verbunden war. Und unsere Mutter hat dir dieses Reich zum Geschenk, aber auch zur Aufgabe gemacht, auf dass du es re-

gieren, aber auch schützen und behüten solltest. Dein Name war Elen.«

Das Mädchen starrte gebannt auf die Eule.

»Dann, nach einer Zeit schenkte dir deine Mutter zwei Geschwister, die dir bei deiner großen Aufgabe helfen sollten. Der Wolf ist dein Bruder und ich bin deine Schwester.«

Das Mädchen blickte auf den blinden, alten Wolf, der nun neben ihr lag, die zerrupften Ohren aufgestellt, um der Eule zuzuhören.

»Die Menschen lebten damals mit uns im Wald, auf den Ebenen, im Gebirge und an den Ufern der Meere. Sie waren wie wir, und alle wussten, wer du warst, und alle liebten und verehrten dich. Aber die Menschen verehrten dich anders als wir.«

Die Eule schüttelte kurz ihr schwarzes Gefieder.

»Sie sangen für dich und brachten dir Geschenke, sie tanzten zu besonderen Tagen im Jahr für dich und verbrannten wohlriechende Kräuter zu deinen Ehren. Das hat dir gut gefallen, und es waren Festtage, an denen alle zusammen feierten; Menschen, Tiere, das kleine Volk und die Geister, die aus anderen Welten zu Besuch waren. Das war eine gute Zeit. Aber sie dauerte nicht ewig.

Irgendwann legten die Menschen zu den Früchten und Nüssen, den Wurzeln und Kräutern, die sie dir schenkten, auch Dinge, die sie selbst gemacht hatten; erst waren es kunstvolle Steinbeile, nach einiger Zeit auch Sicheln aus Bronze, dann Schwerter aus Eisen. Für uns hatte nichts davon einen Wert, aber dir gefielen diese Dinge, dir gefiel die Achtung und der Respekt vor dir, den diese Gaben ausdrückten.

Aber an einem dieser Feiertage, da schenkten sie dir nicht mehr nur Beile und Schwerter – da boten sie dir auch zum ersten Mal eine Schüssel an, gefüllt mit dem Blut eines Tieres,

das sie dir zu Ehren getötet hatten. Und du hast dieses Blut getrunken.«

Die Eule räusperte sich kurz.

»Der Wolf, ich … viele von uns töten, um zu essen.« Die Eule schielte auf das Eichhörnchen, das sich so klein wie nur möglich machte. »Aber du, du hättest das Blut nicht trinken müssen. Das Blut derer, die unter deinem Schutz standen. Und es hat dich verändert. In deinem Wesen, aber auch in deiner Gestalt. Du hast die Macht in dem Blut geschmeckt, du wolltest mehr davon, mehr Opfer, mehr Verehrung, mehr Ehrerbietung. Und die Menschen haben dir das gegeben. Doch dann wollten sie auch Gegenleistungen; sie wollten, dass du deinen Blick abwendest, wenn sie ganze Waldstücke abholzten, um Felder daraus zu machen. Sie handelten mit dir um Holz, das sie zum Bau ihrer Häuser und Festungen brauchten und du hast es zugelassen, dass ihre Straßen deinen Wald durchschnitten. Schließlich forderten sie, dass du die Rehe, Fasane, Wildschweine und Hasen vor ihre Pfeile treibst, wenn sie jagten. Und das hast du gemacht, denn du warst süchtig nach ihrer Anerkennung und ihren Opfern. Es gefiel dir, wie keiner ihrer Könige ohne deine Macht bestehen konnte, und du hast es dir teuer bezahlen lassen. Aber mehr und mehr hast du vergessen, was deine wahre Aufgabe gewesen war. Du warst nicht mehr die Hüterin des Waldes. Du hast die Tiere, die Pflanzen, die Bäche und Felsen verscherbelt, für Opfergaben, für Anerkennung, noch mehr Macht. Du hast uns verkauft, anstatt uns zu schützen.«

Das Mädchen hatte den Kopf gesenkt.

»Bruder Wolf und ich versuchten, die Aufgabe zu erfüllen, die unsere Mutter dir zugewiesen hatte, doch die Menschen waren schon viel zu mächtig geworden, als dass wir noch etwas hätten ausrichten können. Und als du dich auch noch auf ihre

Seite und gegen uns gestellt hast, wussten wir, dass nur noch diese eine Möglichkeit blieb. Wir mussten das Unsagbare tun … wir mussten mit dem ganzen Wald gegen dich antreten, gegen dich kämpfen, dich besiegen, dich vernichten, dich, unsere Schwester, die du unsere Beschützerin hättest sein sollen.«

Sehr leise sprach die Eule weiter:

»Das war so schwer für uns. Aber ab dem Moment, als wir den Entschluss gefasst hatten, gab es kein Zurück mehr. Wir bekämpften dich, als wärst du unsere schlimmste Feindin, denn das warst du. Es war ein grausamer Kampf und er dauerte viele Monde lang. Der ganze Wald mit allen Kreaturen kämpfte gegen dich, doch du warst unglaublich stark und unendlich mächtig geworden durch all die Zeitalter, so dass nichts dir etwas anhaben konnte. Wir kämpften bis zur Erschöpfung, während du immer noch all deine Energie und Kraft hattest und jede Attacke mit deinem mächtigen Zauberstab aus den Knochen deiner Opfertiere einfach wegfegen konntest. Eine Welle nach der anderen stürmte auf dich ein, wilde Eber und Füchse, Adler und Bussarde, Trolle, Zwerge und Elfen, Hornissen und Schlangen … und immer, wenn eine Reihe sich geschlagen zurückzog, um wieder zu Kräften zu kommen, trat die nächste gegen dich an, doch du hast alle fortgewischt wie lästige Fliegen.

Ich wollte schon aufgeben und zum Rückzug rufen, als dich der Wolf in einem letzten verzweifelten Versuch ansprang und sich in deinem mächtigen Geweih verbiss. Du hast ihn gepackt mit deinen langen, dürren, knochigen Krallenhänden, du hast versucht, ihn von dir loszureißen. Aber er ließ nicht von dir ab; selbst als du ihm deine Finger tief in die Augen gestoßen und ihn geblendet hast, gruben sich seine scharfen Wolfszähne tiefer und tiefer in dein Geweih. Schwarzes Blut strömte aus der Bisswunde und vermischte sich mit dem roten Blut des Wolfs,

das wie Tränen aus seinen blinden Augen floss. Der Schmerz hatte ihn nur noch rasender gemacht, und schließlich zerbarst dein mächtiges Geweih mit gewaltigem Krachen zwischen seinen Kiefern. Das war das Ende. Dein schwarzes Blut schoss pulsierend aus dem Geweihstumpf, während du zusammenbrachst.«

Die Eule schniefte und wandte ihren Kopf zur Seite. Der Wolf richtete sein Haupt auf und erzählte weiter:

»Mit dem Geweih war auch deine Kraft gebrochen, mit deinem Blut war auch jede Kraft und Macht aus dir geflossen. Die Eule meinte, dass du nun keine Gefahr mehr darstellen würdest und wir von dir ablassen könnten, aber ich wusste, dass dein Geweih wieder wachsen, deine Kraft wieder zurückkehren würde. Ich war es, der die Eule davon überzeugte, dass du nicht nur sterben musst, sondern dass du vernichtet werden musst, bis nichts mehr von dir bleibt bis zu deinem tiefsten Kern.«

Das Mädchen starrte mit einer Mischung aus ungläubigem Staunen, kaltem Grausen und tiefer Traurigkeit auf den alten blinden Wolf neben ihr, der ihr erzählte, dass er sie einst getötet und vernichtet hatte.

»Du warst noch nicht tot, als wir dich zum Berg brachten. Es war damals ein heiliger Berg, und die Höhle, die in sein Inneres führte, war der geheiligte Zugang in den Schoß unserer Mutter Gaia. Dort hin trugen wir dich, tief in den Berg. Wir mussten uns beeilen – denn es war wichtig, dass noch Leben in dir war, wenn du in den Schoß zurückkehren würdest. Um dort zu sterben. Wir legten dich in einer Halle im tiefsten Inneren des Berges ab und ließen dich dort zurück. Vor der Höhle schlug die Eule mit ihren Flügeln und löste ein Erdbeben, einen Steinschlag aus, der den Eingang verschloss. Seit dieser Zeit hat niemand mehr diese Höhle betreten.«

Es strengte den Wolf sichtlich an, zu sprechen. Es fiel ihm schwer, zu erzählen, was geschehen war. Die Eule räusperte sich und fuhr fort:

»Wir konnten dein Herz hören, auch durch den Fels, und obwohl es kaum noch schlug, dröhnte es uns in den Ohren wie Donner. Tagelang hörten wir dein Herz, und es zu hören brach unseres. Mehr als einmal wollte ich zurück zum heiligen Berg, um die Höhle wieder zu öffnen, aber der Wolf hielt mich jedes Mal davon ab.

Dann wurde dein Herzschlag leiser, immer leiser, immer langsamer, und irgendwann hatte er ganz aufgehört. Das Schlagen deines Herzens zu hören war grauenvoll für uns gewesen, doch die Stille danach war noch schlimmer.«

»Kaum, dass dein Herz aufgehört hatte zu schlagen, veränderte sich der heilige Berg«, sprach der Wolf. »Die Blätter der Bäume färbten sich braun, Blumen verblühten und das Gras vertrocknete. Vögel verließen ihre Nester auf dem Berg und die Schlangen krochen aus den Felsspalten und suchten sich neue Bleiben, weit weg vom Berg. Du hattest begonnen, zu verwesen, und dein schwarzes Blut hatte den Berg durchdrungen und bis in jeden Winkel vergiftet. Langsam bist du zerfallen, deine grauen Haare, deine ledrige Haut, deine Krallen, dein schwarzes Herz, all das vermoderte zu schwarzem Schleim, drang in die kleinsten Spalten und Ritzen des Berges und verpestete alles, was darin und darauf lebte. Am Ende waren nur noch deine Knochen übrig, die die Erdmutter einst aus Fels geformt hatte, und so dauerte es unendlich lang, bis auch sie endlich zu Staub zerfallen waren. Und endlich das frei gaben, was sie seit deiner Geburt eingeschlossen hatten; den Samen, aus dem du entstanden bist.«

Das Mädchen schaute den Wolf fragend an.

»Dein Innerstes; dein Wesen, dein Ich. Die Liebe zu allem

Leben, die Verbundenheit mit jedem Wesen und jedem Geist. Es war wichtig, dass du erst vollkommen zerfallen und vergehen musstest, denn sonst hätte dieser letzte Kern niemals wieder hervortreten und aufscheinen können.«

»Wir konnten das spüren, diesen Moment, als alles Alte endete und alles Neue begann. Als der Funke in Gaias Schoß aufblitzte und der Berg sich sanft darum legte, den Samen annahm, um etwas Neues zu beginnen«, berichtete die Eule. »Es war in einer dunklen Nacht vor neun mal neun Jahren, als für einen winzigen Augenblick ein schwacher Lichtschein um den kahlen Berg aufschien – die meisten Tiere werden es gar nicht bemerkt haben. Aber da wusste ich, dass Gaia dich empfangen hatte, dich neu formen und dich uns eines Tages wieder zurückgeben würde.«

»Ab dieser Nacht begann die Zeit der Heilung«, übernahm der Wolf die Erzählung. »Der Berg – Gaia – hatte gelitten unter deinem Gift, aber Gaia überwindet alles, selbst das böseste Gift. Doch erst als es aufgelöst war, konnte dein innerstes Licht scheinen. Am Anfang war es nur ein schwaches Flackern, ein winziger Funke, aber Gaia hat ihn geschützt, genährt, gefüttert. Lange hat dein innerstes Licht nicht ausgereicht, um etwas zu erleuchten, doch Gaia gab alle Wärme, alle Erdkraft, um dich zu stärken. Dann, nach langer Zeit, erleuchtete dein Schein einen winzigen kleinen Teil von Gaias allumfassender Größe und Schönheit, dann ein kleines bisschen mehr, und schließlich konntest du jeden Tag, jede Stunde mehr erfassen von ihrer universellen, großen Wahrheit, von der tiefen Verbundenheit zwischen allem, was lebt, allem, was tot ist, zwischen allem, was war und was sein wird. Mit jeder Minute leuchtete dein Licht heller und klarer auf jedes einzelne Lebewesen, jeden Fels und jedes Meer und schließlich hast du erkannt, dass all dies nicht außerhalb von dir existiert, sondern

dass du all dies bist und dass du mit allem untrennbar verbunden bist, weil alles, was ist, ein Teil von dir ist.«

»Du wurdest zum Abbild deiner Mutter. Was sie im Großen ist, bist du im Kleinen und doch fehlt dir nichts. Du bist Teil der Welt und die Welt ist in dir«, sprach die Eule. »Zum zweiten Mal hat sie dich uns geschenkt und dir die Krone des Waldes aufgesetzt.« Vorsichtig tastete das Mädchen nach seinem kleinen Geweih. »Erweise dich ihrer würdig!«

Ohne dass die vier es bemerkt hatten, waren während der Erzählungen der Eule und des Wolfes leise und vorsichtig immer mehr Waldbewohner herangetreten. Wildschweine und Hasen, Igel, Füchse, Schlangen, Luchse, Salamander und Kröten, Mäuse, Rehe, Spinnen, ein riesiger Hirsch, Wiesel und Siebenschläfer hatten einen großen Kreis um die vier gebildet. Zwischen ihnen saßen Elfen und Kobolde, Gnome, Zwerge und eine Fee. Ein Bergtroll hatte sich neben einen großen Ameisenhügel gesetzt und die Geister aus den Seen und Bergen flackerten zusammen mit den Moorlichtern zwischen den Büschen. In den Bäumen saßen Raben und Käuze, Spechte, Eisvögel, Sperber und ein großer Adler. Bienen summten über den Büschen und Schmetterlinge flatterten über dem illustren Publikum. Ein mutiger Kardinalfalter ließ sich keck auf dem Geweih der jungen Waldkönigin nieder.

Das Mädchen schaute sich ungläubig um.

»Möchtest du dein Volk nicht begrüßen?«, fragte die Eule.

Ungelenk rutschte die Waldkönigin von ihrem Baumstamm. Langsam wandte sie sich in alle Richtungen und blickte auf die riesige Anzahl von Waldtieren, die sich vor ihr verneigten.

»Aber...«, stammelte das Mädchen, »wie kann ich denn eure Königin sein? Ich weiß doch nichts ... ich weiß nicht, ob ich das kann?«

»Du hast im Bauch deiner Mutter alles gelernt, was du wissen musst«, antwortete die Eule. »Du erinnerst dich heute noch nicht an alles, aber es wird kommen, Stück für Stück, jeden Tag ein wenig mehr. Hab Vertrauen in deine Mutter und in dich. Und wenn du doch einmal Rat und Hilfe brauchst, bin immer noch ich da, dein Bruder Wolf und jedes Wesen im Wald, und jeder hier wird dir helfen!« Mit einem Blick auf das Eichhörnchen ergänzte die Eule: »Die einen mehr, die anderen weniger...«

»Es ist alles gut gegangen!«, funkte es erleichtert durchs Pilzgeflecht im Waldboden.

»Aber sie hat noch eine Frage!«, kam es von anderswo.

»Aber sie fragt die Frage nicht?«, funkte es von einer dritten Stelle. »Weil sie weiß, dass diese Frage niemand beantworten kann«, antwortete es aus einer weiteren Ecke des Waldes.

»Weil keiner außer ihr weiß, ob sie eine gute Königin sein wird – oder ob sie erneut zu der wird, die sie einmal war. Und weil niemand es in der Hand hat außer ihr.«

Verdun

Richard spürte einen harten Schlag auf seinem Stahlhelm. Der Schlag war so stark, dass er ihn auf dem matschigen Boden des Schützengrabens beinahe umgehauen hätte. Als er sich umdrehte, stand Friedrich hinter ihm.

»Bist du denn nicht ganz gescheit?«, fuhr er ihn an, »was soll denn das?« Friedrich strahlte bis über beide Ohren, packte ihn an den Armen und schüttelte ihn: »Es ist vorbei! Richard, es ist vorbei!«, rief er lachend, während ihm Freudentränen über die Wangen liefen.

»Was? Was ist vorbei?«

»Der Krieg! Der Krieg ist vorbei! Es ist Frieden, Richard! Frieden!«

»Was redest du? Wie kann das sein?«

»Ich weiß es nicht, aber es ist mir auch egal! Der Kommandant hat es gesagt, die Meldung ging von der obersten Heeresleitung zeitgleich an alle Truppenteile, alle Kriegsparteien haben zugestimmt! Der Kaiser hat Frieden ausgehandelt, sofortige Einstellung aller Kampfhandlungen! Hör doch!«

Richard stützte sich auf sein Mauser 98 und lauschte. Nichts. Kein Schuss, keine Artillerie, keine Granaten. Das musste nichts heißen. Oft war es in Kampfpausen totenstill, und nur kurz darauf brach wieder die Hölle über die Männer in den schlammigen Gräben herein.

»Du glaubst mir wohl nicht?« lachte Friedrich. »Schau her!« Er kletterte aus dem Schützengraben und stellte sich breitbeinig und mit ausgestreckten Armen an den Grabenrand. »Siehst du? Nichts passiert! Keiner schießt mehr!«

»Du bist verrückt geworden, komm sofort runter da! Selbst wenn es so ist, wie du sagst – was ist, wenn die Franzosen drüben das nicht wissen?«

»Alle Truppen sind zeitgleich informiert worden, Richard, alle wissen Bescheid, niemand wird mehr schießen! Es wird ab jetzt keiner mehr sein Leben verlieren! Hör doch, die Kameraden!«

Richard lauschte. Durch die Windungen des Grabensystems drang leise Gesang zu ihnen: So ein Tag, so wunderschön wie heute…

»Dann ist es wirklich wahr? Es ist vorbei?«

Friedrich rutschte wieder die Grabenwand hinunter und packte seinen Kameraden an der Schulter.

»Ja. Es ist vorbei. Die Hölle von Verdun hat ein Ende. Wir können nach Hause!«

Die beiden Männer lagen sich in den Armen. Die Monate in den Schützengräben vor Verdun, unendliches Leid, Kälte, Hunger, Entbehrungen, Krankheit und der Tod ungezählter Kameraden, all das hatte nun ein Ende. Der Krieg war vorbei. Die Soldaten durften nach Hause fahren, zu ihren Frauen, zu ihren Familien.

»Du kannst nun zu deiner Frau zurück, und zu deinen Kindern…«, sagte Richard und lächelte seinen Freund traurig an. »Ich freue mich für dich!«

Es war drei Wochen her, als Richard die Nachricht bekommen hatte, dass seine Frau aufgrund von Komplikationen während der Geburt einer Tochter verstorben war; auch das Kind hatte nicht überlebt.

Friedrich hatte ihm nach der schlimmen Nachricht zur Seite gestanden und ihm geholfen, nicht völlig den Mut und den Verstand zu verlieren. Hätte er seinen besten Freund nicht

an seiner Seite gehabt, das wusste Richard, hätte er sich nach dieser Nachricht das Leben genommen. Mehr als einmal hatte ihn sein Freund aus Kindertagen davon abgehalten, einfach aus dem Graben zu steigen und in die französischen Kugeln zu laufen.

»Aber das Beste hab ich dir doch noch gar nicht gesagt!«, jauchzte Friedrich, zog ein schmutziges Stück Papier aus seiner Uniformjacke und hielt es Richard entgegen.

»Der Kommandant hat es mir eben für dich mitgegeben, es kam vorhin mit der Feldpost!«

Hastig überflog Richard den Brief, der den Stempel des Berliner Bezirks Rosenthaler Vorstadt trug: »Herrn Richard Gerber ... bedauern unsere irrtümliche Mitteilung über den Tod ihrer Ehefrau Elisabeth Gerber und deren Tochter Henriette Gerber ... handelte sich um eine Verwechslung mit einer Person ähnlichen Namens in derselben Klinik ... ihre Gattin nebst Tochter sind gesund und wohlauf ... möchten uns für den Irrtum und daraus entstandene Unannehmlichkeiten entschuldigen ... hochachtungsvoll, Bezirksdienstleiter Ernst Hofbrand...«

»Kann das wirklich sein?«, fragte Richard seinen Freund und traute sich kaum, es auszusprechen: »Elisabeth lebt? Und ich habe eine Tochter?«

»Ist das nicht der schönste Tag deines Lebens?«, antwortete Friedrich und umarmte seinen Kameraden. Weinend hielten sich die beiden im Arm und statt Kanonendonner, Maschinengewehrsalven und dem Zerbersten von Granaten war in der Ferne nur das Singen der Kameraden zu hören, die bereits feierten.

Der Abtransport der gesamten Truppen war eine logistische Herkulesaufgabe, und die deutsche Reichsbahn hatte nicht die

Kapazitäten, sämtliche Soldaten zeitnah von den Fronten in die Heimat zu bringen, sodass viele Soldaten auch noch lange nach Friedensschluss in den Frontgebieten ausharren mussten. Richard und Friedrich hatten Glück; sie konnten in einem der ersten Truppentransporte unterkommen und würden ihre Familien vielleicht schon wiedersehen, noch bevor ihre letzten Feldpostbriefe zuhause zugestellt würden. Die Waggons in Richtung Berlin waren völlig überfüllt, doch den Männern, die monatelang bei Wind und Wetter in schlammigen Schützengräben gehaust hatten, war das ganz einerlei. Jeder nahm gern in Kauf, die gesamte Fahrt hindurch dicht an dicht gedrängt in einem zugigen Güterwaggon zu stehen, wenn er dafür nur bald bei seiner Familie wäre. Dass keiner gut roch, dass ihre Uniformen verdreckt und alle verlaust waren – niemanden kümmerte das noch, die Vorfreude auf die Heimat euphorisierte jeden einzelnen Soldaten und ließ Dreck und Gestank vergessen. Richard und Friedrich standen nebeneinander und blickten schweigend aus dem halb geöffneten Waggonschiebetor auf die vorbeifliegende Landschaft. Der Sommer war vorüber und überall färbten sich die Blätter rot. Am Himmel sah man Zugvögel gen Süden fliegen.

»Nicht einfach nur Fronturlaub«, sprach Friedrich schließlich, »wir müssen nicht mehr zurück. Wir müssen nie wieder in den Krieg. Wir dürfen zuhause bleiben. Für immer.«

»Ich kann es immer noch nicht glauben«, antwortete Richard. »Es ist immer noch wie ein Traum.«

Ein Soldat mit einer Augenbinde bahnte sich seinen Weg durch den überfüllten Waggon. »Entschuldige, Kamerad!«, sprach er, während er sich an den Männern vorbei schob. Friedrich wandte sich um.

»Die Stimme...« Auch Richard hatte sich umgedreht. Beide starrten den Einäugigen an.

»Anton!«, rief schließlich Friedrich. »Anton, du lebst! Du lebst! Sie haben uns gesagt, du wärst gefallen!« Anton fiel ihm um den Hals. »Friedrich! Richard! Gelobt sei Jesus Christus, es ist so schön euch zu sehen! Nein, ich bin nicht gefallen – ich war verwundet, hab ein Aug verloren, aber nein, ich leb noch! Gott, es ist so schön euch zu sehen!«

Alle drei kannten sich schon aus Schulzeiten, hatten zusammen Räuber und Gendarm oder Verstecken gespielt und nicht weit voneinander in der Rosenthaler Vorstadt gewohnt. Als Antons Regiment an einen anderen Frontbereich in Verdun verlegt worden war, hatten sie sich aus den Augen verloren, doch umso größer war nun die Freude über das Wiedersehen.

»Silvester wollen wir zusammen feiern, wir drei und unsere Familien, was sagt ihr?«, schlug Anton vor, und Richard und Friedrich stimmten sogleich zu.

Je näher die Eisenbahn Berlin kam, desto unruhiger, aber auch fröhlicher wurden die Soldaten. Die Aussicht darauf, bald wieder bei ihren Familien zu sein, wieder ein Leben in Frieden führen zu können, berauschte die Männer; mal sangen und lachten sie, dann gab es wieder Phasen, in denen es ganz still wurde im Waggon, wenn jeder in Gedanken bereits bei seinen Eltern und Geschwistern, bei seiner Frau und seinen Kindern war.

Als der Zug schließlich im Hauptbahnhof Berlin eingefahren war, herrschte ein unüberschaubares Gewimmel am Bahnsteig. Überall suchten Soldaten nach ihren Angehörigen, lagen sich Menschen weinend, lachend und jauchzend in den Armen.

Richard stand am Tor des Güterwaggons und hielt von seiner erhöhten Position Ausschau. Er sah Elisabeth sofort. Es

war ihm, als strahlte sie wie eine Heiligenfigur aus der Masse von Menschen hervor. Und auch Elisabeth erkannte ihren Richard sofort, ungeachtet dessen, wie verdreckt, unrasiert und verlumpt er aussah. Durch das Meer von Leibern bahnten sie sich auf dem Bahnsteig ihren Weg zueinander, bis sie sich schließlich gegenüberstanden und sich gegenseitig in die Arme schlossen, als ob sie den anderen nie wieder loslassen wollten.

Dann gingen sie nach Hause.

Richard sah zum ersten Mal seine Tochter.

Elisabeth ließ ihm ein Bad ein und legte ihm eine saubere Hose und ein frisches Hemd bereit.

»Du bist so dünn geworden!«, sagte sie.

Sie aßen zusammen.

Richard hielt seine Tochter im Arm und sang sie in den Schlaf.

Dann gingen auch Richard und seine Frau zu Bett.

»Morgen kannst du wieder in deine Werkstatt!«, sagte Elisabeth.

Richard küsste sie auf die Stirn. Dann schliefen sie eng umschlungen ein.

Am nächsten Tag zeigte Elisabeth ihrem Mann seine Schuster-Werkstatt im Erdgeschoss des Hauses.

»Ich hab sie sauber gehalten, damit du gleich mit der Arbeit beginnen kannst, wenn du wieder zurück bist«, sagte sie stolz.

»Ich hab die beste Frau der Welt!«, antwortete Richard und küsste sie lachend.

»Hab ich doch richtig gesehen!« polterte der Nachbar vom Haus neben an fröhlich herein, »Der Richard ist wieder zurück, und an einem Stück, wie ich seh! Arbeitest du wieder?

Wart, ich bring dir gleich meinen Gürtel, da ist die Schnalle ab, das musst du mir flicken!«

Kaum hatte sich herumgesprochen, dass die Schusterwerkstatt wieder in Betrieb war, kamen Nachbarn mit ihren Stiefeln, Gürteln, mit Ledertaschen und anderen Sachen zu Richard, und manchmal verkaufte er auch ein paar Schuhe, die er selbst gemacht hatte. Er verdiente genug für seine kleine Familie und manchmal konnten sie sich sonntags Kuchen leisten, oder etwas Wurst zum Abendbrot.

An manchen Tagen kamen Friedrich und Anton zu Besuch, dann schloss Richard die Werkstatt und die drei zogen durch den Friedrichshain und spielten im Wald Räuber und Gendarm, oder sie verzogen sich in den Hinterhof, um Klicker zu spielen. Dann waren sie wieder acht, neun Jahre alte Lausbuben, tobten, lachten zusammen, und Anton versuchte wie früher, seine beiden Kumpel übers Ohr zu hauen.

Wenn Richard dann mit schmutzigen Schuhen, Murmeln in den Hosentaschen und mit Schneckenhäuschen, Federn und hübschen Steinen nach Hause kam, zog ihn Elisabeth liebevoll am Ohr, wie es früher seine Mutter getan hatte, und schalt ihn. »Von Murmeln und hübschen Federn können wir aber nicht die Miete bezahlen!«, beklagte sie sich dann lachend, aber Richard setzte sich an solchen Abenden bis spät in die Nacht in die Werkstatt und arbeitete weg, was am Tage liegen geblieben war.

Die kleine Henriette war ein Sonnenschein, strahlte den ganzen Tag und weinte nie. Sobald Richard ihr vorsang, schlief sie selig ein. Alle beneideten das junge Paar um das süße Töchterlein, und eines Tages schlug Richard seiner Frau vor, ob

Henriette nicht noch ein Brüderchen haben sollte, wo ihnen das erste Kind doch schon so gut gelungen war.

Der Herbst verstrich und der Winter kündigte sich an und mit ihm die ruhige Adventszeit. Nur ganz selten dachte Richard noch an Verdun zurück. Daran, wie sehr sich alle gewünscht hatten, Weihnachten zuhause zu sein, bei der Familie. Und dass keiner wirklich daran geglaubt hatte, dass es passieren würde. Aber jetzt war es Wirklichkeit geworden. Manchmal legte Richard seine Leisten, das Leder und die Werkzeuge nieder, saß minutenlang nur regungslos auf seinem Hocker in der Werkstatt und dachte sich nur; wie gut hab ich es doch – und hätte ich vor einigen Wochen je träumen dürfen, dass alles doch wieder gut wird! Ist das alles wirklich passiert, dachte er dann oft, das Sterben, das Töten? – Während er in seiner gemütlichen Werkstatt saß, ein Bier und eine Schmalzstulle vor sich, konnte er nicht glauben, dass er noch vor wenigen Wochen zusammengekauert Nacht für Nacht in einem schlammigen Schützengraben um sein Leben gefürchtet hatte.

In den letzten Wochen vor Weihnachten lauschte Richard besonders aufmerksam, ob Elisabeth die Treppe von der Wohnung zur Werkstatt herunterkam, um ihm eine Stulle oder einen Kaffee zu bringen. Dann versteckte er rasch die Schuhe, die er für sie zu Weihnachten anfertigte; edle Schuhe aus ganz feinem Leder, so wie sie die Damen in den feineren Berliner Stadtteilen trugen.

Schließlich war Heiligabend. Sie hatten sich einen Karpfen geleistet, eigentlich zu teuer für die beiden, aber die Werkstatt lief gut und Richard wollte, dass es ein besonders schönes Weihnachtsfest werden sollte. Seine Eltern, die schon vor ei-

nigen Jahren gestorben waren, waren zu Besuch gekommen. Richards Vater hielt die kleine Henriette auf dem Arm und war voller Stolz auf sein hübsches Enkelkind. Richards Mutter half Elisabeth in der Küche mit dem Karpfen.

Dann kam Silvester, und wie sie es mit Anton auf der Fahrt nach Berlin besprochen hatten, feierten sie alle zusammen bei Richard, Elisabeth und der kleinen Henriette. Antons Auge war inzwischen wieder nachgewachsen, keine Blessuren erinnerten noch an den Krieg.

Richard hatte eine Bowle gemacht, und alle tranken reichlich, waren froh und feierten das Leben, die Freundschaft, die Liebe und den Frieden. Um Mitternacht traten sie alle auf die Straße und bestaunten das Feuerwerk, das in ganz Berlin zu sehen war.

Am nächsten Tag erwachte Richard mit schrecklichen Kopfschmerzen. Und etwas im Bett war feucht, ihm war, als läge er in einer Pfütze. Er tastete nach seinem Kopf. Er lag auf etwas Hartem, einer Schüssel – hatte er denn die Schüssel mit der Bowle mit ins Bett genommen? Er spürte, dass er noch seine Feldstiefel anhatte. War er so betrunken gewesen, dass er noch nicht mal die Schuhe ausgezogen hatte, bevor er sich schlafen gelegt hatte? Richard schämte sich, dass er so über die Stränge geschlagen hatte.

Es war schon hell, aber in der Ferne war immer noch das Feuerwerk zu hören. Er griff neben sich, nach Elisabeth, doch seine Hand tastete nur Matsch und Schlamm. Langsam versuchte er, die Augen zu öffnen.

Dann sah er neben sich die Wand aus Erde. Er blickte nach oben, sah den Geschützstand, mit Stacheldraht umwickelt. Dann sah er die Schlammpfütze, in der er lag. Langsam zog er

die Schüssel unter seinem Kopf hervor. Es war sein Stahlhelm. Er hatte eine große Delle auf der Rückseite.

In der Ferne detonierten Granaten und donnerten schwere Geschütze.

Mühsam richtete er sich auf und wandte sich um. Hinter ihm lag Friedrich. Der Granatsplitter, der Richards Helm getroffen hatte, hatte seinem Freund den halben Kopf abgerissen.

Nach der Attacke mit den Granaten hatten die Franzosen offenbar den Graben gestürmt und alle erschossen; um sich herum sah Richard nur Gefallene. Anscheinend hatten ihn die Franzosen für tot gehalten, wie er ohnmächtig neben seinem blutüberströmten Freund gelegen hatte. Inzwischen hatten sie sich wohl wieder zurückgezogen. Warum, das wusste Richard nicht. Nichts machte Sinn in diesem Krieg, der niemals enden würde. Er stand allein zwischen den Toten im Schützengraben. Es begann zu regnen.

Richard wusste nicht, wie lange er so im Regen gestanden hatte, bis ihm schließlich ein Einfall kam. Er würde einfach nach Hause fahren. Jetzt gleich. Er musste sich nicht abmelden, es gab ja auch niemanden mehr, bei dem er hätte Meldung machen können. Er würde sich selbst Heimaturlaub geben und den Krieg hinter sich lassen. Nach Hause fahren, zu Elisabeth, Henriette, zu seinen Eltern. Er würde die Werkstatt sauber machen, Stiefel flicken und Schuhe besohlen, mit Friedrich und Anton Klicker spielen. Und sonntags würde er mit seiner Frau Kuchen essen. Er hatte genug vom Krieg. Er würde jetzt einfach gehen, und keiner konnte ihn aufhalten.

Er zog seine Luger Parabellum aus der Pistolentasche und überprüfte das Magazin. Dann richtete er die Waffe auf seine Schläfe.

Dann war er zuhause.

Vita:
Dirk-Boris Rödel

by Tobias Kircher

Dirk-Boris Rödel, Jahrgang 1969, war vielen bislang vor allem als langjähriger Chefredakteur des TätowierMagazins bekannt. Der Fachjournalist für Tätowierungen, der 2004 mit seinem Buch »Alles über japanische Tätowierungen« das deutsche Standardwerk über die japanische Tätowierkultur veröffentlichte, beschäftigt sich seit seinem Studium der Japanologie und der Empirischen Kulturwissenschaft neben Tattookunst aber auch intensiv mit Themen wie Magie, Hexerei und Schamanismus und ist praktizierender Hexer.

Seit 2019 ist Dirk-Boris Rödel zudem der offizielle Dudelsackspieler der schottischen Clan MacGregor Society.

Die im März 2020 erschienene Kurzgeschichtensammlung »Liber Thanatamor – Das Buch von Tod und Liebe« war Rödels literarisches Erstlingswerk, „Das siebente und letzte Pentakel des Jupiter“ sein zweites.

Das siebente und letzte Pentakel des Jupiter

Dirk-Boris Rödel

EDITION
OUTBIRD

In seiner neuen Kurzgeschichten-Sammlung führt Dirk-Boris Rödel seine Leser erneut in mystische Welten zwischen Traum und Realität. Ein Heimkehrer aus dem ersten Weltkrieg genießt nach dem Grauen im Schützengraben die Geborgenheit seiner Familie, bevor er bemerkt, dass irgendetwas ganz entsetzlich falsch läuft. Eine britische Archäologin stößt auf Überreste eines Hexenkults aus dem 17. Jahrhundert und erkennt nach und nach, dass dieser Kult länger praktiziert wurde, als sie zunächst dachte – sehr viel länger...

Und dann ist da noch der Londoner Sprachwissenschaftler, der in einer alten Zauberschrift ein geheimnisvolles Symbol entdeckt, das ihm unendlichen Reichtum verspricht und ihn doch mehr kosten wird, als er zu zahlen bereit war: Das siebente und letzte Pentakel des Jupiter.

9 783948 887285